

## **Roma, Sinti, Jenische – Europa und die „Zigeuner“**

**Einführungsreferat zur Internationalen Studienwoche**

**Luzern, 26. Januar 2015**

**Dr. Walter Schmid, Direktor der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit**

In der diesjährigen internationalen Studienwoche befassen wir uns mit dem Thema „Roma, Sinti, Jenische ... Europa und die Zigeuner“. Wir wollen dabei den Blick über die Schweiz hinaus auch auf Europa richten, wo diese Minderheit lebt. Aber wie verhält es sich damit? Ist es überhaupt **eine** Minderheit? Haben wir es mit einer homogenen Bevölkerungsgruppe zu tun und was sind ihre Charakteristika? Sie haben es schon in der vorbereitenden Lektüre mehrfach gelesen: Roma, Sinti und Jenische, sind nicht ein und dasselbe. Wir haben es mit unterschiedlichen Gruppen, mit einer je unterschiedlichen Geschichte und Herkunft zu tun. Auf diese Unterschiede und die völkerrechtlichen Aspekte dieser Bevölkerungsgruppen werden wir diese Woche noch zu sprechen kommen. Immerhin so viel: Gemeinsam ist diesen, vereinfacht gesagt, wohl nur, dass sie nicht dazugehören. Und dass sie sich selber vom Begriff Zigeuner distanzieren, der heute als politisch unkorrekt gilt. Darf man ihn deshalb nicht mehr gebrauchen? Was sind die Probleme dieser Gruppen in unserer Gesellschaft und was sind die Probleme der Gesellschaft mit diesen Gruppen? In meinem Einstiegsreferat will ich nicht den Versuch wagen, umfassend auf diese Fragen einzugehen. Mehr als ein paar subjektiv gefärbte Streiflichter kann ich nicht auf das weite Themenfeld werfen. Doch das will ich nun gerne tun.

### **Lustig ist das Zigeunerleben**

Wo bin ich Zigeunern, das erste Mal begegnet? Ich vermute, es ist Ihnen nicht anders gegangen als mir. Begegnet sind wir den Zigeunern ein erstes Mal im Volkslied ‚Lustig ist das Zigeunerleben‘. Kaum eines ist so bekannt, wie dieses in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgetauchte Volkslied, das – wie es für fast alle Volkslieder gilt – keinen Autor oder Komponisten kennt. Im Elsass, in Schlesien oder im Tirol soll es entstanden sein. Tausendfach gesungen, genießt es eine unglaubliche Popularität und ist auch in der Schweiz hundertmal bekannter als die Nationalhymne. In vielzähligen Variationen wird es vorgetragen und erzeugt fast garantiert eine gute Stimmung.<sup>1</sup>

Wovon ist in diesem Lied die Rede? Und was ist lustig daran? Sie kennen die Strophen auswendig:

---

<sup>1</sup>Benjamin Bender: Die Roma zwischen Antiziganismus und Integration, [http://www.uni-](http://www.uni-kas-)

[sel.de/fb05/fileadmin/datas/fb05/FG\\_Politikwissenschaften/FG\\_DidaktikderpolitischenBildung/Dieter\\_pdf/ZwischenAntiziganismusundIntegration\\_OnlinePub.pdf](http://www.uni-kas-sel.de/fb05/fileadmin/datas/fb05/FG_Politikwissenschaften/FG_DidaktikderpolitischenBildung/Dieter_pdf/ZwischenAntiziganismusundIntegration_OnlinePub.pdf). 21. 01. 15.

*Lustig ist das Zigeunerleben, faria, fari, ho  
Brauchen dem Kaiser kein Geld zu geben, faria, faria, ho  
Lustig ist es im grünen Wald, wo des Zigeuners Aufenthalt, faria, faria, faria, faria,  
faria.*

*Sollt uns einmal der Hunger plagen, faria, faria, ho  
Gehen wir ein Hirschlein jagen, faria, faria, ho  
Hirschlein nimm dich wohl in Acht, wenn des Zigeuners Büchse kracht, faria, .....*

*Sollt uns einmal der Durst sehr quälen, faria, faria, ho  
Gehen wir zu en Wasserquellen, faria, faria, ho  
Trinken das Wasser vom mosgen Stein, denken es müsse Champagner sein, faria ...*

*Wenn wir auch kein Federbett haben, faria, faria, ho  
Tun wir uns ein Loch ausgraben, faria, faria, ho  
Legen Moos und Reisig drein, das soll unser Federbett sein, faria, .....*

Von der Freiheit ist da also die Rede. Von der Befreiung von Steuern an erster Stelle. Es gibt keine Obrigkeit, der man sich unterwerfen müsste. Das freie Leben wird gefeiert. Die von der Romantik neu entdeckte Natur wird besungen. Das einfache, natürliche Leben. Der edle Wilde. Ein Gegenentwurf zur bürgerlichen Existenz. So lässt sich das Bedürfnis nach Essen und Trinken direkt befriedigen an der Wasserquelle und durch die freie Jagd. Eine Sehnsucht nach dem einfachen und ungebundenen, gleichzeitig fröhlichen Leben wird angesprochen, eine Saite in Schwingung versetzt, die fast alle in sich tragen. Doch das scheinbar positiv besetzte Zigeunerbild trägt im Kern schon die Abgrenzung in sich.

Die Romantisierung des freien Lebens, das mit der fehlenden Sesshaftigkeit in Verbindung steht, ist in erster Linie eine Zuschreibung der Sesshaften. Doch nicht nur sie, auch in der Literatur von Jenischen finden sich Anleihen dieser Romantisierung, etwa wenn Albert Minder über seine Kindheit im Wald schreibt, wo das „Moos des Waldes ihr Ruhekippen war“ und fortfährt: „Das war nun ein Lager- und Zigeunerleben, wie wir es uns schöner gar nicht hätten träumen lassen können. Wir Buben schaukelten uns in unbändiger Freiheit auf steckendicken, biegsamen Waldreben, .. oder wir lagen auf Geheiss der Eltern unter einem Busche“<sup>2</sup>

Am Ende der Geschichte steht ein anderes Bild, das Mahnmals, das heute an die Vernichtung von Zehntausenden von Sinti und Roma durch das nationalsozialistische Deutschland erinnert. Doch darauf komme ich am Schluss zurück. Vorerst nur dies: Das Zigeunerleben steht in Europa zwischen Idealisierung und Vernichtung. Lustig war es wohl eher selten.

---

<sup>2</sup> (Corina Caduff: Verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen, in Corina Caduff (Hrsg) Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur, Limmatverlag, 1997. S. 180)

## Armut und Ausgrenzung

Armut und gesellschaftliche Ausgrenzung spielen in dieser Geschichte eine wichtige Rolle. Und darauf möchte ich zunächst eingehen: Es mag vereinzelt wohlhabende Roma, Sinti oder Jenische geben, aber diese bleiben die Ausnahme. In aller Regel leben sie in Armut, ja mit Blick auf die Roma in Zentral- und Osteuropa sogar in tiefster Armut. Und sie leben am Rand der Gesellschaft, ausgeschlossen und weggedrängt, ausgegrenzt oder gar ausgesperrt. Immer wieder bewegt mich die Frage:

Was war zuerst? Die Ausgrenzung oder die Armut? Und wo gilt es anzusetzen, wenn sich an den Verhältnissen etwas ändern soll? Ist es nicht zunächst so, dass, wer in Armut lebt, Ausgrenzung erfährt, unabhängig davon, welcher kulturellen oder ethnischen Minderheit er oder sie angehört? Ist nicht an der Beseitigung der Armut anzusetzen, damit die Ausgrenzung ein Ende findet?

Ich denke dabei an Roma, die auf einer Müllhalde leben, in einer Hützensiedlung, die ich vor zehn Jahren in Kosovo besucht habe, als unsere Hochschule Kontakte zu Institutionen im Kosovo aufbaute. Dabei traf ich auf Menschen, die auf den Abfallbergen lebten und vom Abfall lebten. Wir kennen diese Bilder aus armen Ländern: Recycling auf der niedrigsten Stufe. Mit blossen Händen und barfuss, giftigen Dämpfen ausgesetzt und in Baracken am Rande des Mülls hausend, Kinder im Schulalter ohne Schulbildung. Wer wollte in solcher Armut lebend, einen gesellschaftlichen Ein- oder gar Aufstieg schaffen? Wer sollte da Zugang zu Bildung haben, wenn unabhängig von Diskriminierung die Mittel für Kleider, Transport und Schulmittel fehlten und Kinderarbeit fürs Überleben erforderlich war? Die schiere Armut war kausal für die Ausgrenzung. Auch Familienstrukturen und familialen Machtverhältnisse sorgten dafür, dass ein Ausbrechen aus dieser Armut kaum möglich war. Hier war materielle Hilfe zur Überwindung der Armut angesagt. Suppenküchen, Heizungen, Kleider, wasserdichte Behausungen, adhoc Unterricht und vieles mehr. Während der Boomjahre der NGOs im Nachkriegskosovo fehlte es nicht an Projekten, die sich dieser Roma Siedlung auf der Müllhalde annahmen. Es floss viel Geld in die Projekte.

Wie steht es um die Wirkung? Ja, es gab eine Verbesserung der Lebensverhältnisse auf der besagten Müllhalde. Heute stehen dort befestigte Hütten und Häuser, Strom und Wasser gibt es. Auch Heizungen. Nicht überall war das so. Andernorts blieb die Wirkung eher gering. Und so ist denn auch der Erfolg der EU Dekade zur Verbesserung der Lage der Roma relativ ernüchternd: Es wurde viel Geld ausgegeben, die in Projekte und Strukturen, in Stellen für Funktionäre flossen, aber nur wenig davon diente einer dauerhaften Verbesserung der Lage der Roma. Das böse Wort von der gipsy industry (ein Vorläufer der heute verfehmten Sozialindustrie) machte die Runde. Zudem kann die gezielte Förderung einer Siedlung oder einer Minderheit Missgunst und Neid der umgebenden, zurückgesetzten Bevölkerung erzeugen und die Ausgrenzung verschärfen.

Oder ist es umgekehrt, um auf meine Frage zurück zu kommen, ist es doch so, dass Ausgrenzung die Armut erzeugt? Dass Armut eine Folge ist und die Diskriminierung am Anfang steht? Viele Aktionsprogramme setzen auf diesen Zusammenhang. Sie verlangen Rechte für die Betroffenen. Erst der diskriminierungsfreie Zugang zur Bildung,

insbesondere auch der Zugang zum Arbeitsmarkt eröffnet Perspektiven aus der Armut zu kommen. Nur dann kann es gelingen, das eigene Potential auszuschöpfen und Anteil an den gesellschaftlichen Ressourcen zu erlangen, wie sie der Mehrheitsgesellschaft zur Verfügung stehen. Ohne Beseitigung der Diskriminierung kann es keine dauerhafte Verbesserung der Lage geben. Nur, letzteres braucht sehr viel Zeit. Es sind lange Prozesse, und es gibt immer wieder Rückschläge. Einzelne Gesetze reichen hier nicht. Es geht um Einstellungen der Menschen, tief verankerte Mentalitäten, um Erfahrungen, auch negative Erfahrungen, die nicht unbedingt nur Vorurteile sein müssen, Umstände also, die sich nicht von einem Tag auf den andern verändern lassen. Auch bei der diskriminierten Gruppe nicht.

Der Weg aus der Armut muss beides beinhalten, die materielle Besserstellung und den Abbau von Diskriminierung. Nur das eine ohne das andere wird nicht reichen. Wird Armut betrachtet als allgemeiner Mangel an Verwirklichungschancen<sup>3</sup>, so steht die Bekämpfung der Ausgrenzung und der Diskriminierung im Mittelpunkt. Mit dem Blick auf Verwirklichungschancen geht es darum, reale Optionen zu entwickeln für freie Entscheidungen der Menschen. Menschenrechte und Lebensstandard sind dabei wichtig. Wichtig aber auch reale Zugänge, soziales und kulturelles Kapital, das nutzbar gemacht werden kann. Hindernisse sind neben der Diskriminierung aber auch Umstände innerhalb der Community, welche der Verwirklichung von Chancen entgegenstehen. Wie wirkt sich etwa das Denken im Kollektiv einer Sippschaft auf die Verwirklichungschancen in einer individualistischen Gesellschaft aus? Wie ein Nomadenleben auf die Verwirklichungschancen auf einem Arbeitsmarkt aus, der zwar inzwischen auch wieder Nomaden (expats) anzieht, aber Nomaden einer anderen Art? Wie die patriarchalen Denkmuster auf die Entwicklungschancen der Mädchen in einer auf Gleichberechtigung basierenden Mehrheitsgesellschaft? Wie der Ausbruch aus der Armut, aus der dem Kreislauf von mangelnden Ressourcen, verwehrten Rechten bei veränderten zivilisatorischen Ansprüchen gelingen soll, bleibt keine einfach zu beantwortende Frage. Sie verdient deshalb eine entsprechend sorgfältige Reflexion.

## **Die Jenischen in der Schweiz**

In der Schweiz bin ich Jenischen erst spät begegnet. Eigentlich habe ich nur ihre Vertreter kennen gelernt, in Gremien und an Sitzungen. Die konkrete Arbeit erledigten im Fürsorgeamt der Stadt Zürich, das ich während zehn Jahre geleitet habe, die Sozialarbeitenden eines Quartiersekretariats, das für die Standplätze zuständig waren. Probleme mit den Fahrenden kamen kaum bis auf die Führungsetage. Man fand offenbar meistens eine Lösungen in den Einzelfällen. Die Lebensweise der Fahrenden war im urbanen Kontext weniger ein Problem als in ländlichen Gebieten. Wichtig war allerdings, dass wir konkrete Probleme nicht zu Grundsatzfragen stilisiert haben. Wir verzichteten auch darauf, unsere Praxis gegenüber den Fahrenden in feste Reglemente oder Richtlinien zu gießen. Dies hätte möglicherweise politische Reaktionen ausgelöst und alte Diskriminierungsmuster wären aufgebrochen. Oder sie wären für die Fahrenden Anlass gewesen, diese für Grundsatzdebatten über ihre Grundrechte zu nutzen. Beides

---

<sup>3</sup> (vgl. Sen, in Vinzent, S. 48),

war aus unserer Sicht nicht geeignet, die praktischen Fragen zu lösen, die es selbstverständlich auch gab. Etwa die Frage der örtlichen Zuständigkeit oder der Schulbesuch der Kinder. Pragmatismus war angesagt. So aber blieben sie unter der Schwelle der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Grundsätzlich fehlte es nicht an Wohlwollen gegenüber den Fahrenden. Es war ja die Zeit der Aufarbeitung der Aktion Kinder der Landstrasse. Es war die Zeit der offiziellen Anerkennung der Fahrenden als nationale Minderheit. Es gab in der Schweizer Politik auch ein Schuldbewusstsein. Die Wegnahme der jensischen Kinder und ihre Entwurzelung während Jahrzehnten löste Beschämung aus. Kinder der Landschaft hatte trotz der vergleichsweise beschränkten Zahl von gut 600 Fällen in fünf Jahrzehnten eine beträchtliche Wirkung auf die Meinungsbildung im Land. Eine grössere Wirkung scheint mir als die nachfolgende Praxis der administrativen Verwahrung und der Verdingpraxis, die wesentlich mehr Menschen betraf und nicht eine Minderheit, sondern die Mehrheitsbevölkerung. Zu einer Entschuldigung der politischen Behörden für diese Praxis kam es erst vor zwei Jahren.

Das Bewusstsein, dass es sich bei den Jenischen um eine kulturelle und ethnische Minderheit handelt war inzwischen gewachsen und hatte der früheren Ausgrenzungen und Diskriminierungen ein Stück weit Anerkennung und Wohlwollen beigemischt. Diese Anerkennung fusste nicht mehr auf der Idealisierung des Zigeunerlebens, sondern auf dem Respekt vor Minderheiten, wie er damals in der Anerkennung von indigenes people weltweit zu spüren war. Subkutan aber setzte sich die Abgrenzung fort. Wie die positive Besetzung ihrer Lebensweise im Volkslied den Kern der Abgrenzung schon in sich trug, so setzte sich auch in unserem Land eine Ambivalenz der Bevölkerung und der Politik gegenüber Fahrenden fort, die sowohl die offizielle Anerkennung und Förderung der Jenischen beinhaltet, aber auch die Diskriminierung vor Ort nicht ausschliesst.

Die Diskriminierung der Fahrenden lässt sich – und hier müssen wir kurz in die Geschichte des Sozialwesens einsteigen – nicht losgelöst denken vom Vagantentum, einer Erscheinung, die den Diskurs und die Politik im 19. Jahrhundert geprägt hat. Sie steht im Zusammenhang mit der Entstehung der Nationalstaaten. Der Vagant war der Inbegriff des Unsteten, Nicht Sesshaften und Rechtlosen. Der Vagant und selbstverständlich auch die Fahrenden waren der Herausbildung eines homogenen Staates hinderlich. Gewünscht und ökonomisch erforderlich waren die territoriale Eingrenzung, die kulturelle Integration und die soziale Anpassung.

## **Vaganten und Heimatlose – ein Exkurs**

Erlauben Sie mir dabei einen kleinen Exkurs auch im Gedenken an die vielen Menschen, wie die Familie Fässler für die es kein Denkmal gibt und die doch die grossen Opfer dieser Staatenbildung nicht nur in der Schweiz erbracht haben. Der Begriff des Vaganten umfasste bei weitem nicht nur Minderheiten. Und wir können uns die Lebensverhältnisse in der damaligen Schweiz kaum mehr vorstellen. Bei der Entstehung der modernen Eidgenossenschaft als Nationalstaat kam es zu massiven gesellschaftli-

chen Umwälzungen. Die Rechte und Pflichten der Bürgerinnen und Bürger entsprangen ihrer Zugehörigkeit zu einer Heimatgemeinde. Im Sozialwesen übernahm die Gemeinde die Verantwortung für ihre Angehörigen. Bekannt ist das Heimatprinzip aus der Sozialhilfe, ein damals fortschrittliches Prinzip, das im Sozialhilferecht noch bis in die jüngste Zeit eine Rolle gespielt hat. Was war aber mit jenen, die kein Heimatrecht hatten? Und es waren Viele. Nicht nur Jenische und Fahrende, sondern auch Ausländerinnen und Ausländer und Kantonsfremde, Ausgebürgerte und Nicht eingebürgerte, die kein neues Heimatrecht erwerben konnten. Und auch deren Kinder, denn das Heimatrecht der Mutter war nicht vererbbar. Obwohl es in der Zeit der Schaffung des Nationalstaates auch zu Zwangseinbürgerungen kam, blieb die Zahl der ‚Heimatlosen‘ in der Schweiz gross.

Doch zurück zur Familie Fässler. Jenische waren sie nicht, aber ihr Schicksal ist vergleichbar mit jenem vieler Ausgegrenzter und Heimatloser jener Zeit. Im Februar 1851 liess die Glarner Kantonsregierung den achtzehnjährigen Samuel Fässler nach Nordamerika fortschaffen. Obwohl seine Grossmutter und seine Mutter im Kanton Glarus ein Bürgerrecht besaßen, war Fässler ein Heimatloser, der von klein auf sein Leben als Bettler und Dieb bestreiten musste. 7 Jahre seines jungen Lebens hatte der Achtzehnjährige bereits in der Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen verbracht. Die Ausschaffung dieses «gemeingefährlichen Individuums», wie es in den amtlichen Protokollen steht, war der traurige Höhepunkt einer Familientragödie, die Ende des 18. Jahrhunderts ihren Anfang nahm.

Sein aus dem österreichischen Bregenz stammender Grossvater Josef Fässler war, um dem Armeedienst zu entfliehen, 1779 ins Glarnerland gekommen, wo er die Netstalerin Maria Anna Hösli heiratete. Dennoch erfüllte sich sein Traum von einem neuen Lebensglück in der Eidgenossenschaft nicht. Als Deserteur hatte Fässler sein österreichisches Bürgerrecht verloren, und das glarnerische konnte er nicht erwerben, weil er Ausländer war – so wie seine drei Söhne, die alle heimatlos aufwuchsen. Die Familie Fässler musste in den Hungerjahren zu Beginn des 19. Jahrhunderts Netstal verlassen und wanderte von Ort zu Ort. Doch weil sie auch in anderen Kantonen keine Aufnahme fand, kehrte die Familie immer wieder nach Netstal, dem Heimatort der Mutter, zurück.

Eine Generation später litten die Fässler noch immer unter dem Makel der Heimatlosigkeit. Balthasar Josef Fässler, der 1782 geborene Sohn von Josef Fässler und Maria Anna Hösli, lebte wie schon seine Eltern vom Bettel, um sich und seine Familie durchzubringen. Der von ihm mit Katharina Küng von Kerenzen eingegangenen Beziehung fehlte die gesetzliche Anerkennung, so dass die drei gemeinsam gezeugten Kinder Josef, Elisabeth und eben Samuel als Uneheliche geboren wurden – als Menschen zwar, doch ohne Recht und Würde. Die Fässler zogen wiederum in der ganzen Schweiz umher, wurden aber überall abgewiesen. Ja, wo sie auch hinkamen, wurden sie verstossen und verfolgt und schliesslich sogar mehrmals mit polizeilicher Gewalt nach Netstal zurückspediert. Auf Druck anderer Kantone wies die Glarner Regierung im Februar 1840 die Gemeinde Netstal an, Vater Balthasar Josef Fässler das Duldungsrecht zu gewähren. Damit durfte er sich in Netstal zwar aufhalten, doch andere Rechte standen ihm und insbesondere seinen Kindern nicht zu. Diese blieben weiterhin heimatlos.

Selbst das Zusammenleben war der Familie nicht gestattet. In Netstal, wo Baltbasar Josef Fässler geduldet war, hatte Katharina Küng kein Bürgerrecht, und ihre Bürgergemeinde Kerenzen wollte Balthasar Josef Fässler als bloss geduldeten Ausländer nicht aufnehmen. Auch um finanzielle Hilfe für den kränkelnden Balthasar Josef Fässler drückten sich die Gemeinden Netstal und Kerenzen und erklärten auf ein Bittschreiben von Sager Jakob Michel, das Bürgerergut sei kein Armenfonds zur Unterstützung verwehrter Bettler. Doch am schwersten traf es die Fässler-Kinder, die weder in Kerenzen noch in Netstal ein Recht besaßen – nicht einmal das Recht, bei ihren Eltern aufwachsen zu dürfen. Josef (geboren 1828), Elisabeth (geboren 1830) und Samuel (geboren 1833) lebten schon als Kinder in Ställen und Höhlen und mussten ihren Lebensunterhalt selbständig bestreiten. Besorgt um das Schicksal ihrer Kinder, unternahm Vater Balthasar Josef Fässler und Mutter Katharina Küng im Jahr 1840 einen letzten verzweifelten Versuch, ihre gegen die öffentliche Sitte verstossende «wilde» Beziehung kirchlich anerkennen zu lassen. Doch obwohl beide – er katholisch und sie reformiert – bereits über zwanzig Jahre lang miteinander gelebt und gelitten hatten, wies die katholische Kirche ihr Heiratsbegehren erneut ab. Vater Fässler wurde zu verstehen gegeben: «Ein anständiger Katholik schliesst keine Ehe mit einer Ketzerin.<sup>4</sup>» Und schliesslich, wie bereits gesagt, wurde Samuel 1851 nach Amerika ausgeschafft.

In der Geschichtsschreibung steht das 19. Jahrhundert für den erfolgreichen Aufbau unserer Eidgenossenschaft, für die Schaffung einer Bundesverfassung und nationaler Institutionen, für Liberalismus und wirtschaftlichen Erfolg, für Alfred Escher, der zur gleichen Zeit, als Fässlers, von Ort zu Ort getrieben, immer wieder nach Netstal zurückkehrten, die Linth Ebene meliorierte und die Linth in einen Kanal legte, um Landwirtschaftsland zu gewinnen und die Sümpfe trocken zu legen. Die Opfer, die grosse Teile der Bevölkerung erbringen mussten, um diese Entwicklung zu ermöglichen, gehen dabei oft vergessen. Auch ihnen gehörte ein Denkmal.

Doch zurück zu unserem Thema. Auch die Jenischen gehörten zur grossen Gruppe der Heimatlosen im 19. Jahrhundert. Zur Gruppe der Unerwünschten, der Indésirable. Auch bis ins 20. Jahrhundert hinein war die soziale Integration und die Assimilation dieser Minderheit nicht gelungen. Mit der Aktion Kinder der Landstrasse schnitten die Behörden die jenischen Kinder von ihrer Herkunft ab. Ihre Platzierung diente dem Ziel, aus den Kindern gute Bürgerinnen und Bürger zu machen. Die systematische Dekulturation der jenischen Kinder war das Mittel dazu. Die Kinderwegnahme wurde auf der Basis des eugenischen Diskurses durchgeführt. Die Verantwortlichen glaubten oft, im besten Interesse der Kinder zu handeln. Viele fühlten sich auch von der Wissenschaft gestützt und handelten in bester Absicht. Der verantwortliche Leiter der Pro Juventute schreibt noch in seiner letzten Publikation vor fünfzig Jahren: „Es müsste für einen Familienforscher reizvoll sein, die Quellen und Gänge aufzudecken, durch welche seit dem Dreissigjährigen Krieg ‚jenisches‘ Blut in unser Land geflossen ist, um im Laufe der Zeit in die verschiedensten Bergtäler zu sickern<sup>5</sup>.“

---

<sup>4</sup> Walter Hauser: Bitterkeit und Tränen, Limmat Verlag, Zürich 1995, S. 123/124.

<sup>5</sup> Caduff, a.a.O. S. 182.

## Eugenik und Vernichtung

Der eugenische Diskurs wurde nicht nur im Nazi Deutschland geführt. Er war weit verbreitet. Auch in Australien wurden analog zu Kindern der Landstrasse Kinder der Aborigenes in gut britischen Familien untergebracht und ihren Eltern entzogen. Aus den Urmenschen sollten gute Australier werden. Kinder der Landstrasse ist mithin keineswegs ein rein schweizerisches Phänomen. Und der eugenische Diskurs wurde nicht nur auf Minderheiten angewendet, wie wir vom Schicksal der Behinderten im Dritten Reich wissen. Eine meiner Grosstanten wurde Opfer dieser Politik. Auch in der Sozialen Arbeit selber – wir müssen es gestehen – fand er seinen Widerhall. So hat die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe ihre 32. Konferenz im Jahre 1939 dem Thema der ‚Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ gewidmet. An der Konferenz wurden Themen wie Eheverbot und Sterilisation diskutiert. Zwar durchaus kontrovers, doch die Auseinandersetzung mit diesen Themen zeigt, dass sie auch in den Kreisen der Sozialen Arbeit Ihre Befürworter hatten.<sup>6</sup> Gerade die Soziale Arbeit, die sich mit der Integration der Menschen in die Gesellschaft befasst, muss hier besonders wachsam sein.

Aus dem Diskurs wurde eine Ideologie. Und hier liegt das Verhängnis. Eine geglaubte Wahrheit, die nicht mehr in Frage gestellt werden durfte und die daraufhin folgende Politik wurde in aller Konsequenz umgesetzt. Das Abweichende wird zur Gefahr. Und Fahrende waren in einer sesshaft gewordenen Gesellschaft das Abweichende. Und die Anknüpfung an die Rassenideologie tat das ihre, um die Vernichtung zu legitimieren.

Ein kurzer Einwurf: Ist das eugenische Denken heute tatsächlich ganz beseitigt, frage ich mich gelegentlich besorgt. Wie steht es damit angesichts der gentechnologischen Möglichkeiten der Moderne, Menschen zu konfigurieren und zu selektionieren? Ist die unselige Unterscheidung zwischen unwürdigem und würdigem Leben ein für allemal aus den Köpfen? Wer masst sich ein Urteil an? Ich bin mir da nicht so sicher.

Die Ausgrenzung von Jenischen, Sinti und Roma führte in der Verbindung mit der ideologischen Verblendung im Deutschen Reich, zur Vernichtung von mehreren Hundert Tausend Menschen, die wie die Juden in den Konzentrationslagern endeten. Zwischen dem lustigen Zigeunerlied und dem Genozid liegen gut hundert Jahre und viel Elend und Not. Das Mahnmal vor dem Reichstagsgebäude erinnert seit kurzem daran. Ein kreisrunder Teich vermittelt Ruhe und Tiefe mit seinem schwarzen Grund. So still der Teich, so aufgewühlt war die Geschichte seiner Errichtung. Verschiedenste Gruppierungen der Sinti und Roma konnten sich lange nicht über den Ort, die Namen und das Projekt einigen. Auch solch unerfreulichen Differenzen und Konkurrenzen zwischen den Opfergruppen gehören mit ins Bild und können nicht ausgeblendet werden. Doch heute liegt der Teich da und erinnert uns alle daran, wie verhängnisvoll sich Ideologien, Zuschreibungen und Ausgrenzungen auf die Menschheit auswirken können. Er ist ein Mahnmal für uns alle.

---

<sup>6</sup> Claudia Hänzi: Die Richtlinien der schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe, Basel 2011, S. 18.



